Geschichte verhängt hatte, ratificire? Daß die Heilen der Polen, als hätten ihr Königreich und ihre politische Selbstständigkeit nicht längst zu existiren aufgehört, fortbesteht, daß sie sich noch immer nicht in ihr preußisches, österreichisches, russisches Staatsangehörigkeits-Verhältniß finden wollen, sondern mit Berlin, Wien und Petersburg wie von Staat zu Staat verhandeln zu dürfen glauben, darin liegt ja gerade die stärkste und unwiderleglichste Erläuterung der preußischen Ausweisungsmaßregel. Es ist traurig genug, daß eben deshalb auch Viele leiden und an ihrer materiellen Wohlfahrt geschädigt werden müssen, welche mit ihrer polnischen Herkunft nicht zugleich national-polnische Aspirationen und Agitationen verbinden. . . . . . Aber kann man es dem preußischen Staate verargen, wenn er die Verantwortung dafür auf diejenigen abwälzt, welche die Wiener Verträge anrufen, wenn er sich dagegen schützt, daß von einer unverbesserlichen nationalen Propaganda seine Ruhe gefährdet werde? Der preußische Staat ist ein deutscher Staat; er hat die Pflicht, in allen seinen Gebietstheilen die deutsche Sprache, die deutsche Cultur, die deutschen Bevölkerungen zu schützen; er kann nicht denjenigen, die stets nur in dem Gedanken leben, sich von ihm loszureißen, die Waffe aller Verheißungen in die Hand drücken, die König Friedrich Wilhelm III. schwerlich unter der Voraussetzung gemacht hat, daß im Schatten derselben die polnische Restaurationsarbeit gedeihe. Jedem liberalen Manne müssen die preußischen Ausweisungen als ein beklagenswerther, mit der modernen Cultur und Staatsauffassung im Widerspruche stehender Act der Gewalt erscheinen. Aber wie, wenn sie ein Act der staatlichen Nothwendigkeit wären? Wenn es dem Fürsten Bismarck, wie leider zu befürchten ist, gelänge, im preußischen Abgeordnetenhause den Nachweis zu führen, daß es kein anderes Mittel gegen die polnischen Agitationen gab? Dann werden es sich auch die Freisinnigen versagen müssen, ihr Herz zu Gunsten der Ausgewiesenen reden zu lassen, denn für polnische Berufungen auf die Wiener Verträge darf in einem kräftigen und selbstbewußten deutschen Staatswesen kein Raum sein, und kräftig genug — das erfahren jetzt die Polen — ist das deutsche Reich und ist Preußen, um den polnischen Agitationen dort einen Damm zu setzen, wo sie aufhören, der sentimentale Traum unbelehrter nationaler Phantasten zu sein."

* * *

* Ueber einen von den Agramer Starcevicianern veranstalteten Straßenexceß meldet man der „Wiener Allgemeinen Zeitung": „Abends nach der Publication des Urtheils ging eine Bewegung der Enttäuschung durch die Menge, die durch die heftige Erschütterung der Verurtheilten, welche sich innig umarmten und küßten, sowie durch das von dem Bäcker Leskovac inscenirte Intermezzo bedeutend verstärkt wurde. Nach Schluß der Verhandlung verließ die erregte Menge schreiend und schimpfend den Saal, staute sich im Foyer des Justizpalastes und bereitete den in ihre Zellen abgeführten Verurtheilten laute Ovationen. Auf dem Zrinjiplatze wartete eine tausendköpfige Volksmenge in fieberhafter Spannung auf den Urtheilsspruch und stimmte, in der Meinung, die Ovation erfolge aus Anlaß des Freispruches, in die Zivio-Rufe ein. Bald darauf klärte sich das Mißverständniß auf, und nun bildete sich ein langer Zug, der unter aufreizenden Rufen und unter Absingung des bekannten starcevicianischen Gassenhauers „Udri udri" durch die Gassen der Stadt zog, mit der Absicht, am Marktplatze vor dem Banatpalais eine weitere Demonstration zu veranstalten. Die Polizei verhinderte jedoch an der Mündung der engen Steingasse das Vordringen des Zuges mit blanker Waffe und verjagte die Demonstranten. Die Polizei verletzte Niemanden; im Gedränge verloren viele Demonstranten ihre Kopfbedeckungen, welche später zu ihrer Eruirung führten. Um weitere Ruhestörungen zu verhindern, ist ein Piquet Gendarmerie der Polizei zur Verfügung gestellt worden; überdies ist jeden Abend eine Compagnie Militair consignirt. Am Abend erschien der Banus Graf Khuen-Hedervary mit dem Minister Bedekovic im Theater, wo kein weiterer Versuch zu einer Demonstration gemacht wurde. Einzelne Gruppen, die im Laufe der Nacht in der Petrinergasse vor dem Gefängnisse der Gerichtstafel zu excediren versuchten, wurden von der Polizei sofort auseinander gejagt."

* Wie die Bukarester Blätter melden, sieht die Königin Elisabeth von Rumänien für Ende Januar einem schon mit Sehnsucht erwarteten freudigen Familienereignisse entgegen; ihre Mutter, Prinzessin Marie von Wied, soll nach dem neuen Jahre in der rumänischen Hauptstadt eintreffen.

* Den Kernpunct der diesjährigen Budget-Verhandlungen in der Luxemburgischen Abgeordnetenkammer bildete die Frage der Vertheilung von Staatsgeldern an einzelne Landwirthe für Meliorationen. Es wurde festgestellt, daß die Gelder ohne Unterschied der persönlichen Verhältnisse der Landwirthe vertheilt wurden, und die Wohlhabendsten steckten beispielsweise ohne Scheu die Summen ein, welche ihnen von den Beamten der landwirthschaftlichen Verwaltung zur Belohnung für Baumanpflanzungen angewiesen wurden. Der neue Staatsminister Thilges bemerkte hierzu, daß seit seinem Amtsantritt die Möglichkeit sich noch nicht entwickelt habe, in allen Gepflogenheiten des früheren Regiments Wandel zu schaffen, doch werde er ein wachsames Auge auf die Vertheilung der Gelder haben und auf die Abstellung der noch bestehenden Mißbräuche hinzielen. Die Folgen der Freigebigkeit der Regierung gegen die begüterten Landwirthe ließen sich auch bereits bemerken. So verweigerte eine Gemeindeverwaltung einen Zuschuß, den sie unter einige Winzer vertheilen sollte, um denselben den Besuch eines kurzen Unterrichts-Cursus in Geisenheim über die Reblaus und deren Abwehr zu ermöglichen, und zwar erfolgte die Weigerung aus dem Grunde, weil die Summe nicht genügte, um einigen gutgestellten Winzern eine flotte Fahrt auf Staatskosten zu gestatten. Unter der Herrschaft des nun nach Ausgang des von ihm in Brüssel angestrengten Ehrenrettungsprocesses wohl politisch kaltgestellten Staatsministers v. Blochausen wurden die Zuschüsse für landwirthschaftliche Meliorationen nur Solchen zuerkannt, welche bei den Wahlen ein Wort für die Regierung einzulegen geneigt waren. Darauf spielte auch der Abgeordnete Simons an, als er erklärte, „daß die bisherige Verschleuderung unter einer, ich möchte sagen weniger ehrlichen Regierung als der jetzigen, sollte keine Aenderung eintreten, sehr leicht in Wahlbestechung ausarten könnte". Die landwirthschaftliche Verwaltung in Luxemburg ist neuern Ursprungs und steht unter der Leitung eines Deutschen, Engweiler, der sich um die Hebung der Landwirthschaft große Verdienste erworben hat. Da die Befugnisse desselben nicht genau abgegrenzt waren, sind einige Unzuträglichkeiten entstanden, welche Neider Engweiler's, abgewiesene Beamte, dazu benutzten, gegen ihn, den Ausländer, die ehrenrührigsten Anklagen in einem berüchtigten Blatte zu erheben; gegen letzteres ist von Amts wegen Klage erhoben worden. Schon während der Kammerverhandlungen traten die Vorgesetzten Engweiler's, Thilges und Generaldirector Eyschen, sehr warm für ihn ein.

* In der Gruppirung der spanischen Parteien tritt gegenwärtig eine Umwandlung ein. Die conservative Partei spaltet sich in Anhänger Canova's und Romero Robledo's. Andererseits nähern sich General Lopez Dominguez und ein Theil der dynastischen Linken Senor Sagasta, während die Centralisten, die bis jetzt mit der dynastischen Linken gingen, mit dem Marschall Martinez Campos und dem Marquis Vega de Armijo die conservative Gruppe Romero Robledo's verstärken werden. Sagasta ist daher vor Allem bemüht, die Mitwirkung der Demokraten von der Nuance Senor Martos' und der Republikaner und der Nuance Castelar's und Salmeron's für sich zu gewinnen. Wenn dieses Resultat erreicht wird, kann er mit Leichtigkeit die Karlisten und die intransigenten Republikaner im Schach halten. — Auch der Madrider Correspondent der „Neuen Freien Presse" hofft, daß Spanien vor neuen Krisen bewahrt bleiben werde, wofür er verschiedene Erwägungen namhaft macht:

„Vielleicht eine der mächtigsten ist die Wiedererstarkung des monarchischen Gefühls im Volke, wozu das tiefe Mitgefühl für das Schicksal des jugendlichen Königs, der sich so viele Sympathien gewonnen, beigetragen hat. Die Monarchisten zeigten sich einig untereinander, und die Generale erklärten sich übereinstimmend für die Aufrechterhaltung der Gesetzlichkeit. Und doch, vielleicht hätten alle diese zusammentreffenden Umstände nicht genügt, um dem Land den Frieden zu erhalten, wenn nicht durch ihre würdige, kluge Haltung die Königin-Regentin es verstanden hätte, in der schweren, entscheidenden Stunde die Achtung des spanischen Volkes in besonderem Maße zu gewinnen. Vor der Katastrophe des 25. November war Marie Christine diejenige Person der königlichen Familie, auf die man im Volke am wenigsten zählte, weil sie am wenigsten in den Vordergrund trat. Da brach das Unglück herein, und mit einem Male waren alle Augen auf sie gerichtet. Sie erfaßte die Bedeutung des Augenblicks, sie verstand die Verantwortung, die auf ihren Schultern ruhte, und wußte sich als Frau, Mutter und Königin auf die Höhe der Situation zu erheben. Dies brachte im spanischen Volke einen tiefen Eindruck hervor. Der Appell der Königin-Wittwe an die liberale Partei, die schlichte Art, womit sie ihre Kinder dem loyalen Schutze der Spanier anvertraute, die Achtung, welche sie der Verfassung zollte bei der Eidesleistung, ihr sofort ausgesprochener Wunsch, die Cortes einzuberufen, um auch vor der Landesvertretung den Eid zu leisten, ihr Wunsch, durch eine weitgehende Amnestie den Gefühlen ihres Herzens einen allgemein fühlbaren Ausdruck zu verleihen — alles dies zusammengenommen trug ein Mächtiges dazu bei, daß man sich im Volke immer mehr bewußt wird, welche innere Kraft dem Gedanken der Gesetzlichkeit auf monarchischer Grundlage in Spanien innewohnt."

* Der neue bevollmächtigte Minister und außerordentliche Gesandte Großbritanniens am spanischen Hofe, Sir Clare Ford, ist von der Königin-Regentin empfangen worden und hat seine Beglaubigungsschreiben überreicht.

* Der Aufstand in Britisch-Birma wächst. Der Buddhistenpriester Phoongyee marschirt an der Spitze einer starken Schaar unter einem goldenen Regenschirme durch das Land, giebt sich für den von der britischen Regierung ernannten Statthalter von Pegu aus und sucht seiner vergeblichen Sendung durch Niederbrennung von Dörfern, Durchstechung der Canäle und Niederreißung der Telegraphendrähte Nachdruck zu verleihen. Die Verfolgung der Aufständischen wird durch die Ortsschwierigkeiten und durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen erschwert. In demselben Maße, wie der Dacoitismus sich ausdehnt, tritt die erhoffte blutlose Eroberung Birmas immer mehr in den Hintergrund, und die Lorbeeren des Generals Prendergast verwelken. In Indien schreibt man seiner kindlichen Sorglosigkeit die Ursache an dem Dacoitismus zu; indessen befolgte er nur das Beispiel seiner Collegen im Sudan, die ebenfalls alle Vorsichtsmaßregeln vernachlässigten. Er nahm die feindliche Hauptstadt Mandale ein und stürzte eine Monarchie, ohne sich um den Schutz und die Sicherstellung der Eingeborenen während der entstandenen Zwischenregierung zu kümmern. Die Schuld liegt natürlich am System, nicht an dem General. — Birmas Tributverhältniß zu China, welches den Engländern die Freude an der Erbschaft zu verbittern droht, nahm seinen Anfang im Jahre 1444. Damals rückte eine chinesische Armee von Jünnan aus, längst der Ostgrenze des heutigen Birma, gegen Mogung vor, jetzt ein unbedeutendes Städtchen an der Grenze zwischen dem bisherigen Königreich und der britischen Provinz, damals aber Residenz eines mächtigen Schan-Fürsten, dessen Großvater die chinesische Oberhoheit abgeschüttelt hatte. Anfangs wollte der birmanische König sich den Chinesen entgegenwerfen; da er aber eben gegen eine Empörung von Schan-Häuptlingen anzukämpfen hatte, so zog er es vor, die Chinesen für seine Sache zu gewinnen. Als Gegenleistung wurde der meuterische Schan-Fürst dem chinesischen Feldherrn überantwortet, und seit dieser Zeit macht China Oberherrlichkeit über den Schan-Staat Mogung und alle Schan-Gemeinden hinauf bis Jünnan geltend. Im Jahre 1759 wurde Mogung dem birmanischen König Alung Bhura (Alompra) abermals unbequem; dieser Fürst hatte es zu einer in der Geschichte des Landes bis dahin noch unerreichten Machtfülle gebracht; er vernichtete das Heer der Schan, behandelte die Führer als Räuber und verleibte Mogung seinem Reiche ein. Sein Nachfolger schlug 1767 die chinesische Armee aufs Haupt, die Chinas Oberherrlichkeit über die Schan wieder herstellen wollte; aber mit der dem Reiche der Mitte eigenen Zähigkeit verstand es China, angeblich nur zum Schutze von Händlern chinesischer Nationalität, in den Schan-Staaten Agenten einzusetzen. Nach dem Zeugnisse der englischen Expeditionen in die Länder im Norden Birmas nahmen diese Agenten, die eigentlich nur Streitigkeiten zwischen Händlern chinesischer Nationalität und Birmanen zu schlichten hatten, Verwaltungsmaßregeln im Namen Chinas vor und bereiteten hierdurch den Boden für die Besetzung Bhamos am Irawadi (December 1884). Die Führer dieser Unternehmung, so hieß es allerdings, seien Abenteurer; allein es steht fest, daß sie chinesische Soldaten bei sich hatten und dort die Regierung als chinesische Mandarine führen. Im Jahre 1880, gleich nach der Thronbesteigung des Königs Thibo, wurde seitens Chinas auch der herkömmliche Tribut von Birma gefordert; dem Werthe nach unbedeutend, enthält er aber thatsächlich die Anerkennung der Abhängigkeit. Thibo hatte gehofft, durch Nachgiebigkeit gegen den „älteren Bruder", wie Chinas Kaiser seitens Birma in diesen Tributleistungen angeredet wurde, dessen Hülfe gegen die Anforderungen Englands sich zu sichern. 1883 sollte eine feierliche Gesandtschaft ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß anbieten; allein China verbat sich die Gesandtschaft, und es blieb bei dem Tributverhältnisse, mit welchem Birma nun England als Besitznachfolger belastet.

* Aus New-York schreibt man über den schon mehrfach erwähnten Plan des Königs Kalakaua, sein Königreich Hawaii an die Vereinigten Staaten zu verkaufen: „Der „Detroit Trib." zufolge soll Präsident Cleveland eine sehr hübsche Ueberraschung für den Senat und, wenn Alles wahr ist, unbedingt für das ganze amerikanische Volk in der Tasche haben. Dieselbe besteht in nichts Geringerem als einem Anerbieten des Königs Kalakaua, sein Königreich Hawaii oder die Sandwich-Inseln an die Vereinigten Staaten zu verkaufen. Schon seit Jahren und Jahren ist davon die Rede gewesen. Hawaii ist, so zu sagen, die Halbwegsstation von Amerika nach dem östlichen Asien, und der Weg dahin ist nur um die Hälfte so weit als der von Europa nach jenen Gegenden. Unser Handel muß sich nach dem Westen ziehen, und das östliche Asien, China und Japan erreichen, denn nach Osten, nach Europa zu, ist wenig oder nichts für ihn zu hoffen. Das auf dem halben Wege liegende Hawaii ist die natürliche Hauptstation für diesen Handel. In früheren Jahrzehnten haben England und Frankreich dort einige schwache Versuche gemacht, die Oberherrschaft zu erlangen, doch das hat schon längst aufgehört. Thatsächlich sind, wie die „Illinois Staats-Zeitung" richtig hervorhebt, die Sandwich-Inseln ein kleiner Beiwagen der Vereinigten Staaten, ein Trabant, wie der Mond für die Sonne. Denn Alles, was dort von Bildung, Gesittung, Lebensweise, gesellschaftlichen Zuständen vorhanden ist, ist ein Abglanz von Amerika. Honolulu ist eine so amerikanische Stadt wie Springfield oder Madison. Die „Angliederung" Hawaiis an die Vereinigten Staaten würde noch einfacher sein als die Alaskas, allein es wäre doch etwas Neues für die Vereinigten Staaten, ihrem Gebiete Länder einzuverleiben, die nicht an ihre Besitzungen stoßen. Die Forderungen, die der hawaiische Gesandte in Washington, Herr Kapena, gestellt haben soll, lassen sich, wie folgt, zusammenfassen: Je eine Million Dollars für König Kalakaua, seine Frau, die frühere Königin Emma und die Prinzessinnen Liliuokalani und Likelike — das wären fünf Millionen. Ferner je eine halbe Million für jedes der 13 Mitglieder des hawaiischen Herrenhauses — das wären noch 6½ Millionen. Endlich verlangt Herr Kalakaua noch ein Landgut von 8000 Acres im südlichen Theile von Californien, welches auf ewige Zeiten von allen Steuern befreit sein soll. Da will er sich dann als Bürger der Vereinigten Staaten niederlassen. Man wird diese Forderungen wohl alles eher als bescheiden nennen können. Wenn auch der ganze Süden unter Vorantritt der Zuckerpflanzer Louisianas gegen das Project Front machen würde, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Mehrzahl der Staaten demselben nicht ungünstig gegenüberstehen würde. Der Hauptwerth der zwölf Inseln, von denen die größte, Hawaii, an viertausend (engl.) Quadratmeilen enthält, besteht in ihrer Lage. In der Mitte des Stillen Oceans gelegen, muß Hawaii natürlich zu einem Stapelplatze für die Manufacturwaaren der Union werden, die sich von ihm über den ganzen Archipel des Stillen Meeres verbreiten müssen. Ostasien wird seine Manufacturwaaren in einem Drittel der Zeit aus den Magazinen von Hawaii beziehen, die es nöthig hätte, um sie aus Europa kommen zu lassen. Honolulu würde ein bedeutender See- und Handelsplatz, wahrscheinlich eine Manufacturstadt in nicht geringer Ausdehnung werden und den Mittelpunct des Handels zwischen Amerika und Asien bilden. Es begreift sich daher, daß man das Project in der Union allen Ernstes discutirt."

Socialpolitisches.

* Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erörtert heute abermals die Frage der Sonntagsruhe. Das Regierungsblatt schreibt an leitender Stelle:

Die dem Reichstage vorgelegte Zusammenstellung der in den deutschen Bundesstaaten geltenden Gesetze und Verordnungen, betreffend die Ruhe an Sonn- und Feiertagen, läßt eine ziemlich weitgehende Mannigfaltigkeit in diesen Anordnungen erkennen, und dürfte das der erste Eindruck sein, den der diese Sammlung Studirende erhält. Aus dieser Mannigfaltigkeit wird aber darauf zu schließen sein, daß sowohl das Bedürfniß, diese Materie obrigkeitlich zu regeln, ein in den verschiedenen Landestheilen, besonders dem Umfange der Regelung nach, verschiedenes war, als auch, daß diejenigen Verhältnisse und Zustände, auf die bei dieser Regelung Rücksicht zu nehmen gewesen, sehr differirende in den einzelnen Bezirken gewesen sein müssen.

Im Allgemeinen ist unverkennbar, daß diese Gesetze und Verordnungen mehr davon ausgehen, die kirchliche Sonntagsheiligung und die dieser entsprechende feiertägliche Ruhe gegen äußere Störungen sicher zu stellen, als von den socialpolitischen Gesichtspuncten, aus denen jetzt das Verbot der Sonntagsarbeit als eine im Interesse der Arbeiter liegende wirthschaftliche Maßregel gefordert wird. Aber obwohl die vorliegenden Anordnungen aus sehr verschiedenen Jahren datiren und theilweise in Zeiten erlassen sind, in denen die gewerbliche Entwickelung auf einer ganz anderen Stufe stand und demzufolge der eben berührte socialpolitische und wirthschaftliche Gesichtspunct sich ganz anders darstellen mußte als heute, so läßt sich doch nicht verkennen, daß namentlich in den industriell entwickelteren Gegenden diese Anordnungen über die Sicherung der äußeren Ruhe für die Sonntagsheiligung hinausgreifen und so auch bereits den socialpolitischen Gesichtspuncten Rechnung tragen. Es wird nämlich in einer ganzen Reihe von Verordnungen nicht nur die kirchliche Sonntagsfeier gegen äußere Störungen durch lärmende Handlungen sicher gestellt, sondern es findet sich auch vielfach ein Verbot, z. B. der Fabrikarbeit an Sonntagen, ausgesprochen, bei welchem dann den wirthschaftlichen Verhältnissen natürlich insoweit Rechnung getragen ist, als es im Allgemeinen den Ortspolizeibehörden überlassen wurde, im Einzelnen Ausnahmen je nach dem nachgewiesenen Bedürfnisse aus wirthschaftlichen Gründen zuzulassen.

Der Gesammteindruck, den man also aus dieser Sammlung von Vorschriften betreffs der Sonntagsruhe erhält, ist der, daß Störungen der für die Sonntagsheiligung erforderlichen Ruhe überall auf Grund der bestehenden Anordnungen hintangehalten werden können, und daß, wo ein eclatantes Bedürfniß dazu sich herausgestellt hat, auch dem socialpolitischen Gesichtspuncte, aus welchem ein Verbot der Sonntagsarbeit gerechtfertigt wird, Rechnung getragen worden ist; daß aber in diesen Fällen einerseits mit Rücksicht auf die wirthschaftlichen und technischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Betriebsarten vorzugehen als nothwendig anerkannt wurde, wie andererseits die Beurtheilung der Nothwendigkeit, Ausnahmen zu constituiren, fast überall in die unterste, mit den obwaltenden thatsächlichen Verhältnissen und mit deren Wechsel in engster Beziehung stehende und vertrauteste Instanz verlegt wurde.

Die jetzt zunächst zu beantwortende Frage würde also sein, wie es mit der Ausführung der bestehenden Anordnungen im Einzelnen bestellt sei. Daraus erst wird sich beurtheilen lassen, ob etwa diese Ausführung so weit hinter dem Gewollten zurückbleibe, daß ein Erlaß genereller Vorschriften sich als nothwendig erweise. Diese Seite der Sache wird ihre Aufklärung durch dasjenige Material finden, welches die noch im Gange befindliche Enquete herbeischaffen wird, und aus dem Vergleiche des sich ergebenden Bildes des Thatbestandes mit dem durch die bestehenden Anordnungen Erstrebten wird sich das Weitere ergeben, ob allgemeine von strengeren Gesichtspuncten ausgehende reichsgesetzliche Anordnungen zu treffen sein werden.

Wir sind gewiß in erster Linie geneigt, jenen idealen Zustand herbeigeführt zu wünschen, in dem die Sonntagsruhe allgemein ist, und verkennen die nach dieser Richtung sich bewegenden Anstrengungen weder in ihren Motiven noch in ihrer Berechtigung. Andererseits aber zeigen auch gerade diese Verordnungen in ihrem Gesammteindruck wieder von Neuem, wie schwierig es ist, die bei einem generellen Verbote der Sonntagsarbeit von allen Seiten als Nothwendigkeit zugestandenen Ausnahmen zu regeln. Wenn man aber in Betracht zieht, daß in Oesterreich eine Regierung, welche gewiß nicht beschuldigt werden kann, arbeiterfeindlich zu sein, Hand in Hand mit den dortigen Parteien, deren Richtung mit derjenigen verwandt ist, die bei uns besonderen Nachdruck auf die Forderung eines generellen Verbotes der Sonntagsarbeit legt, ein solches generelles Verbot gesetzlich constituirt hat, und daß, obwohl diese selbige Regierung sich genöthigt gesehen hat, einen bekanntlich höchst umfangreichen Gebrauch von ihrer Befugniß, Ausnahmen zuzulassen, gemacht hat, dennoch dort in Oesterreich schon jetzt sehr laute Klagen betreffs der praktischen Wirkungen dieser Gesetzgebung erhoben werden, dann dürfte dieser Vorgang für uns eine Mahnung zur Vorsicht enthalten. Der Wiener Communalvertreter Herr Matzenauer hat erst neuerdings wieder im Gemeinderathe darauf hingewiesen, und die Presse hat dem durchaus beigepflichtet, daß z. B. die Erwerbs- und Gewerbsverhältnisse der Stadt Wien unter diesem Gesetze trotz der zugelassenen Ausnahmen auf das Empfindlichste geschädigt werden, und zwar noch dazu mit der kaum erwünschten Nebenwirkung, daß eine ungeheure Entfaltung polizeilicher Thätigkeit zur Sicherung der Ausführung des Vorgeschriebenen nothwendig geworden ist. Die bisher in Oesterreich gesammelten Erfahrungen dürften keineswegs dafür sprechen, daß ein generelles Verbot der Sonntagsarbeit die beste Lösung dieser Angelegenheit sei, noch weniger aber dafür, daß die Regelung der zugelassenen Ausnahmen in die oberen Instanzen oder gar etwa in den Bundesrath gelegt werden dürfen, wie es der vorjährige Commissionsantrag vorschlug.

Das heute zu ziehende Facit ist, daß auch aus dem nun bekannten Material an Gesetzen und Verordnungen über diese Frage ohne Vergleich mit den Ergebnissen der angestellten Enquete eine Entscheidung kaum getroffen werden kann, daß aber dieses Material von Neuem zeigt, daß nur unter Berücksichtigung der in verschiedenen Gegenden verschiedenen Bedürfnisse diejenige Lösung möglich erscheint, welche dem idealen Zustand allgemeiner Sonntagsruhe mit den nicht abweisbaren wirthschaftlichen Rücksichten zugleich Rechnung trägt.

Vermischtes.

— Ueber Londoner Straßenfiguren schreibt man der „Neuen Zeitung":

Das Straßenleben der Viermillionenstadt ist ein ebenso interessantes wie lehrreiches Studium. Wer dasselbe kennt, den berührt die Nachricht von dem Tode des „Alten Franzosen" eigenthümlich. Allgemein so genannt, aber eigentlich ein Schweizer, gehörte Christian Rimmink zu den bekanntesten Straßentypen Londons. Er hat in einem armseligen Dachstübchen, halb verhungert, einsam und allein, im Alter von achtzig Jahren das Zeitliche gesegnet. Jedes Kind kannte den schlanken, hageren Greis mit dem haarlosen Kopfe, dessen langes graues Haar im Winde zu flattern pflegte. Er trug einen patriarchalischen Bart, trotzte gleichmäßig dem Spott und dem Mitleid, war der Reinlichkeit abhold, verkaufte Zeitungen und wurde von Vielen für einen geizigen Millionair gehalten. Er gehörte seit Jahrzehnten zu den excentrischen Figuren Londons. Er liebte es, in allen Wettern möglichst leicht gekleidet zu sein; er zog nur das Allernothwendigste an, und sein schöner Jupiterkopf war daher stets unbedeckt. Der Fledermaus gleich, kam er erst Abends öffentlich zum Vorschein. Am liebsten schritt er, die Abendblätter ausbietend und das Gelächter der Gassenbuben mit souveräner Verachtung behandelnd, gemessenen Schrittes die berühmte Fremdenstraße „Strand" entlang. Sein Aussehen war unwandelbar gravitätisch und befangen; er starrte fortwährend ins Leere und schlang dabei einen Arm um die eigene Taille, offenbar um das Abspringen des einen Knopfes, der seinen dünnen Rock zusammenhielt, zu verhindern. Tagsüber muß er manchen Schilling durch Modellstehen verdient haben; denn viele öffentlich ausgestellte Gemälde, welche orientalisches Leben veranschaulichen, wiesen sein wohlbekanntes Gesicht auf. In London braucht man, um sich einen großen Ruf zu verschaffen, nur ein wenig excentrisch zu sein. Unser Original machte keine Ausnahme von dieser Regel, die übrigens wohl auch anderswo gilt. Von einem gutherzigen Modewaarenhändler bezog er eine kleine Pension, und da er außerdem noch Geld verdiente, schrieb man ihm wiederholt erhebliche Reichthümer zu. Es war eine irrige Annahme, denn er hinterließ nur eine eiserne Bettstätte, ein Bündel Stroh, zwei alte Decken und ein Sparcassenbuch über 36 Pfund Sterling — bei „diesen schlechten Zeiten" immerhin Geld, aber noch lange nicht genug zum Nabob. Von der sonstigen Biographie dieses vermeintlichen Krösus weiß man eigentlich nur, daß er vor undenklichen Zeiten ein durchaus nicht elegantes Zimmerchen in einem nichts weniger als fashionablen Gäßchen miethete. Er erregte die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn, doch respectirten diese des Engländers Satzung: „Mein Haus ist meine Burg", und drängten sich dem Manne nicht auf. In letzter Zeit jedoch fühlten sie sich ob des Sonderlings beunruhigt; denn er hatte sich, was bei seinem hohen Alter und seiner mangelhaften Kleidung nicht Wunder nehmen kann, einen fürchterlichen Husten zugezogen. Sie erboten sich, für einen Arzt Sorge zu tragen, aber er wies hartnäckig jeden Beistand zurück.

Eines Tags kam er nach Hause, lehnte wie gewöhnlich die ihm angebotene Hilfe ab, versperrte die Thüre von innen und — hörte man nichts mehr. Schließlich sandten die ängstlichen Nachbarn nach dem Kaufmann, von dem Rimmink seine Pension erhielt. Derselbe eilte herbei und fragte, ob er etwas für ihn thun könne. Als er nur eine leise, von sehr geschwächter Stimme gesprochene Antwort vernahm, ließ er die Thür gewaltsam erbrechen und fand seinen Schützling, neben dem eine Tasse Thee stand und ein Stück Brod lag, im Sterben. Seinen excentrischen Gewohnheiten treu, hatte der alte Mann, der von freundlichen und gutmüthigen Menschen hätte umgeben sein können und überdies 36 Pfund sein Eigen nannte, vorgezogen, einsam und Hungers zu sterben. Ein bedürfnißloser Diogenes in „neuer, stark vermehrter" Auflage!

Dieser sonderbare Schwärmer war kein eigentlicher Bettler; dennoch hat die mitleidige Polizei zu wiederholten Malen — freilich stets vergeblich — den Versuch gemacht, ihn auf Grund des Vagabundengesetzes ins Armenhaus zu bringen, damit er gezwungen werde, ein Bad zu nehmen, warme Kleider anzulegen und sich genügend zu nähren.

So verschwindet ein Original nach dem anderen von den belebten Straßen dieser Riesenstadt, und der Nachwuchs ist in Folge der Strenge der modernen Straßenvorschriften kaum nennenswerth. Vorbei sind die Zeiten des blinden Declamators der „packendsten" Stellen aus der Offenbarung Johannis; des fuchsbärtigen Mannes, der durch die Verbreitung theologischer Broschüren die religiöse Unduldsamkeit zu fördern suchte; des Thierzüchters mit dem Käfig, in welchem Katzen, Mäuse, Affen und Canarienvögel als „glückliche Familie" friedlich beisammen lebten; der „unglücklichen Dame" mit dem ewig geschwollenen Gesicht und der chronischen Neuralgie, welche — die Dame, nicht die Neuralgie — im Verein mit ihren Kindern das Trottoir auf dem Waterlooplatz zu fegen pflegte; der „achtbaren Wittwe", die derselben Beschäftigung gegenüber dem Gebäude des Kriegsministeriums oblag und dabei so hübsche Knixe zu machen wußte. Wo ist der originelle „schwarze Mann" hingerathen, der auf dem aristokratischen Saint-James-Square für die Reinlichkeit des Pflasters sorgte und sich alljährlich nur einen Feiertag gönnte, um dem Derby-Rennen als Wettstiftverkäufer beizuwohnen? Wohin der seltsame Greis, der Sommer und Winter, „ob schön, ob Regen", in einem baufälligen, antiquirten Phaëthon mit rothen Rädern tagtäglich vom Portlandplatze nach der Bromptonstraße fuhr und ebenso schläfrig aussah wie seine knochendürre Mähre? Einige waren der Ansicht, er mache die monotone Fahrt, um sich im Besitz einer Erbschaft zu erhalten, die ohne dieses merkwürdige „Servitut" verfallen würde, während Andere die minder prosaische Meinung hegten, er thue es nur, um das Grab seiner „Seligen" zu besuchen. Was ist aus dem blinden, pockennarbigen Bettler geworden, der mit seinem gelben Hunde die Gegend der Burlingtongasse unsicher machte und für einen englischen Staatsgläubiger galt? Was aus dem Londoner „Caldo-latte", der mit überraschender Geschwindigkeit sich fortbewegte und dem fabelhaften Verkehr in der fashionabelsten Piccadillystraße auf die geschickteste Weise auszuweichen verstand? Was aus zahlreichen anderen Gestalten, die verschwunden sind?

Immerhin leben noch einige solche Exemplare, so z. B. der Mann, der in der Nähe der eleganten Regentstreet seit vollen 40 Jahren Schachtelmännchen verkauft und das den Absatz fördernde Lächeln meisterhaft versteht; oder der steinalte, seit Menschengedenken vor der National-Gemäldegalerie stehende Spieler einer melancholischen Concertina, dem der Trafalgar-Square heilig zu sein scheint und den die Polizei geduldig duldet. Unter dem dunklen Schatten der alten Mauer halb verborgen, sitzt er zu allen Jahreszeiten, auch bei Wind und Wetter, da; er bettelt nie, sondern beschränkt sich darauf, seinem Instrument klagende Töne zu entlocken. Schon lange vor der Aufstellung der berühmten Landseer'schen Steinlöwen und der Anbringung von Bäumen und Bänken auf dem genannten Trafalgar-Square hauste der kleine Mann allabendlich vor dem Beginn der Theatervorstellungen — die meisten hiesigen Schauspielhäuser befinden sich in dieser, hauptsächlich von Fremden frequentirten Gegend — auf sein Plätzchen und verließ es erst um 2 Uhr Morgens, nachdem der letzte Theaterbesucher ihm seinen Obolus in die Hand gedrückt, und dasselbe thut er noch heute.

— Unter den „Blüthen amerikanischen Humors", die „Was Ihr wollt" mittheilt, findet sich auch folgende: Ein Ehemann saß in seinem Geschäftslocale, als ihm ein Brief überreicht wurde, auf welchem er zu seinem Befremden die Handschrift seiner Frau erkannte. Mit Bestürzung las er: „Ich bin genöthigt, Dir etwas mitzutheilen, was Dir ohne Zweifel unangenehm sein wird, doch ist es meine Pflicht, Dich davon zu benachrichtigen. Ich bin fest entschlossen, daß Du es wissen sollst, möge daraus entstehen, was da will. Ich wußte schon vor einer Woche, daß diese Prüfung an mich herantreten würde, aber ich hielt es geheim bis heute, wo denn endlich die Krisis eingetreten ist und ich es nicht länger verheimlichen kann. Du mußt mich nicht zu hart verurtheilen, sondern die Sache nehmen wie sie ist. Ich hoffe, daß es Dich nicht zu sehr überraschen wird — das Mehl ist alle. — Bitte, sende mir etwas heute Nachmittag. Ich dachte, daß Du bei dieser Art der Mittheilung es nicht vergessen wirst."

Literatur.

Reisemomente im Osten. Von Jacques Jaeger. Wien, Hahn & Goldmann. Elegant gebunden. — Der Verfasser, ein helläugiger Wiener, schildert mit liebenswürdiger Beredsamkeit die Eindrücke, die er auf einem Ausflug nach dem Osten erhalten hat. Im Hochsommer dieses Jahres war er als Berichterstatter für die Landesausstellung nach Pest gekommen, und faßte dort den Entschluß, quer durch Ungarn zu Wasser und zu Land zu fahren und von seinen Grenzen aus Ausflüge nach den zunächst liegenden Balkanländern zu unternehmen. Das hat er denn auch ausgeführt, und das unterwegs Gesehene und Erlebte schildert er nun in kurzen kräftigen Zügen und in ebenso belehrender wie unterhaltender Weise. Von Pest geht es aus. Es ist wohl schon Manches über diese Stadt geschrieben worden, und der Schreiber dieses Referates kennt die Stadt selbst aus mehrfachem Aufenthalte ziemlich genau, und doch hat er die Jaeger'sche Schilderung derselben mit dem größten Vergnügen gelesen; in so helles und nicht selten völlig neues Licht weiß derselbe das mit scharfem Beobachterauge Gesehene meist zu rücken. Ebenso zutreffend sind die Wege und die Schattenseiten der Donaufahrt geschildert, wenn auch die Eleganz und Bequemlichkeit der Donaudampfer gegenüber denen der Rheindampfer ein wenig in zu helles Licht gestellt sein dürften. Immer nach Süden geht es nun über Paks, Szegszárd, Mohács, durch die fruchtbare Bacska zu längerem Verweilen nach Belgrad; von da gen Osten nach Orsowa und Herkulesbad, nach Ada-Kaleh, der interessanten türkischen, seit 1878 von Oesterreich besetzten Donauinsel, dann mittelst der kleinen vierrädrigen Kataraktschiffe durch das eiserne Thor und nach dem tingeltangelreichen Turnu-Severin. Und weiter gings in immer bunter Abwechslung. In einem Dorfe bei Widdin traf Jaeger z. B. eine interessante Colonie gefangener Serben. Nicht minder fesselnd ist sodann die Landreise von der Donau aus quer durch Ungarn nach Pest auf dem Dampfroß. Das Jaeger'sche, elegant geschriebene und elegant ausgestattete Büchelchen wird Vielen nicht nur eine angenehme Lectüre, sondern auch ein recht guter Reisebegleiter und Reiseberather in jenen östlichen Gegenden sein.

Adolf Welske.

* * *

Aus dem Verlage von Felix Bagel in Düsseldorf liegt uns eine hübsch ausgestattete Festgabe zum bevorstehenden 25jährigen Königsjubiläum des Kaisers vor: Kaiser Wilhelm I. Sein Leben und Wirken. Dem deutschen Volke erzählt von Franz Thomas. Mit vielen Illustrationen. (Preis 75 Pfg.) In dieser Broschüre wird uns ein wohl abgerundetes Lebens- und Charakterbild des Kaisers von seinen Kinder- und Jugendjahren bis jetzt geboten, und werden in ihr mit von warmem Patriotismus getragenen Worten die großen Ereignisse, welche sich während Kaiser Wilhelm's langem Leben in Preußen und Deutschland zutrugen, berichtet. Die Broschüre zerfällt in 4 Abtheilungen: Prinz Wilhelm — Der Prinz von Preußen — König Wilhelm — Kaiser Wilhelm — und jede dieser Abtheilungen wieder in mehrere Abschnitte, wodurch die Ueber-